

## Radikales Umdenken notwendig? - Zur Zucht von Jagdgebrauchshunden

Karl-Heinz Strohmeyer\*

Meine Eltern teilten nicht meine glühende Sehnsucht nach einem eigenen Hund. Nein, es durfte keiner ins Haus. Sie kamen mir allerdings entgegen und schenkten mir ein Mutterschaf mit Schaflamm. Zur gezielten Vermehrung dieser Tiere zog ich einmal im Jahr quer durchs ganze Dorf zum Bock, wo meine Schafe für vierzehn Tage blieben, um danach wieder ihrer Pflicht als Rasenmäher nachzukommen und im Frühjahr zu lammen. Der mir damals ernsthaft gegebene Rat: „Man kann ruhig einmal den Sohn auf die Mutter setzen!“ prägte meine ersten Erfahrungen als „Züchter“.

Ein für mich glücklicher Zufall ergab, dass sich Nachbarn einen Münsterländer-Rüden zulegte, mit dessen jagdlicher Abrichtung sie überhaupt nicht zurecht gekommen waren. „Mit dem Hund ist nichts zu machen“, hieß es. Ich durfte mein Glück versuchen und es gelang mir, diesen Rüden durch ausgedehnte Spaziergänge, ausgelassenes Toben und erste Ausbildungsversuche derart auf mich zu prägen, dass wir mutmachende Fortschritte erzielten. Auf meinem langen Weg zum Außenbeamten im Forstdienst hatte ich danach immer wieder Gelegenheit, Hunde zu führen und auch auszubilden, so dass ich in eineinhalb Jahrzehnten mit fast allen gängigen Jagdhunderassen Kontakt hatte.

Nachdem ich von Freunden in nächtelanger Überzeugungsarbeit zu einem - wieder angeblich nicht fährbaren - einjährigen **Wachtelhund**-Rüden überredet wurde, war der Grundstock für zwei Jahrzehnte intensivster Hundearbeit mit dieser Jagdhundrasse gelegt. Heute mit knapp 50 Jahren habe ich etwa 15 DW ausgebildet und auf wohl 30 Prüfungen vorgestellt. An parallel geführten drei Teckelrüden habe ich mir allerdings die Zähne ausgebissen und bin letztendlich gescheitert.

Viele Fehler hätte ich durch das Studium guter Fachliteratur vermeiden können. Andererseits hat mich die autodidaktische Verhaltensweise als Hundeführer stark ausreifen lassen, so dass ich mir fast jede Problemlösung zutraue - vorausgesetzt der Hund hat ein intaktes Wesen. Und genau diese Wesensart des Tieres Hund hat es zugelassen, dass ich anfangs als unerfahrener Hundefanatiker, später als temperamentvoller, ehrgeiziger und damit häufig auch ungerechter, über- und falsch reagierender Hundeführer zu einigem Erfolg gekommen bin: Alle meine Hunde haben mir immer wieder fast alles verziehen.

Die Zusammenarbeit mit den Wachtelhunden faszinierte mich immer mehr. Auf der einen Seite ist der Deutsche Wachtel ein Jagdgebrauchshund, den man sehr gut konventionell ausbilden und einsetzen kann. Auf der anderen Seite kommt der Trend zu großräumigen Bewegungsjagden den Anlagen dieser Rasse entgegen. Hier ist der Wachtel in seinem Element, hier liegt sein „Fachgebiet“.

Nach dem Motto „Dumm züchtet gut“, bin ich unbedarft in den Zuchtbetrieb mit Wachtelhunden eingestiegen. Dank meines „Materials“, ein Ergebnis von fast 100 Jahren Leistungszucht im Verband, schien ich bestens gerüstet. Mit dem berühmten Anfängerglück lief auch alles über Jahre komplikationslos. Anders als bei der Ausbildung meiner Hunde beschlich mich aber immer häufiger das ungewisse Gefühl, auf diesem Gebiet als Autodidakt schnell scheitern zu können. Ich fing an, mich zu informieren und zu belesen, wobei mir meine häufigen Berührungspunkte mit der Fachrichtung „Biologie“ im Rahmen meiner Berufsausbildung und -ausübung entgegenkam.

Heute, nachdem ich 19 DW-Würfe gezogen habe, bin ich zu folgender Einstellung gekommen: Es bedarf von Seiten des Züchters wichtiger Grundkenntnisse um die Vorgänge in der Wurfkiste. Die Einstellung „Die Natur wird schon alles regeln“ ist aus ethischen Gründen nicht zu rechtfertigen und kommt einige hundert Jahre zu spät. Der Mensch hat es - aus nachzuvollziehenden Gründen - nicht zugelassen, dass die Natur ihre Selektion in der Wurfkiste fortsetzt. Anders als in der freien Wildbahn, wo das gebärende Tier unweigerlich eingeht, wenn es den Nachwuchs nicht „herausbringt“, wurde der Hundemutter - soweit es das medizinische Wissen und die Technik der jeweiligen Zeit zuließen - immer schon geholfen!

Ich meine, das ist ein Pakt mit dem Teufel! Statt dem natürlichen Ausmerzen nicht lebensfähiger Veranlagungen, wird die „Überlebenshilfe“ gefördert und weitervererbt. Jeder Hundezüch-

ter muss sich davon frei machen, dass diese Schraube sich problemlos zurückdrehen lässt. Eine Weiterentwicklung ließe sich stoppen, indem zum Beispiel jede Hündin mit primärer und sekundärer Wehenschwäche aus der Zucht genommen wird. Selbstverständlich gilt das auch für den Nachwuchs und zumindest die nahen Verwandten. So kann man Erbkrankheiten, und um nichts anderes geht es hier, wirkungsvoll bekämpfen. Was würde dann wohl nach zehn Jahren der Zucht noch zur Verfügung stehen? Eine andere Möglichkeit, besonders den Erbkrankheiten, die sich auf die Hormonproduktion auswirken, Einhalt zu gebieten, ist die konsequente Auszucht, auf die ich noch eingehen werde.

Anders als bei der Ausbildung und Führung wird also unter Umständen beim Hundezüchter ein Fehlverhalten, das schon in einem „Unterlassen“ bestehen kann, bestraft, nicht selten mit dem Tod der Welpen und schlimmstenfalls der Mutterhündin. Deshalb hat der Züchter also in der **Technik** der Hundezucht eine ungeheure Verantwortung, der er nur gerecht wird, indem er sich so gut wie möglich auf seine selbstgestellte Aufgabe vorbereitet. Auch der Zuchtverband muss seiner ethischen Verpflichtung nachkommen, indem er den unerfahrenen Züchter so lange wie nötig begleitet, ja auf die Finger schaut. Besser „wir“ regulieren, kontrollieren und helfen uns selbst, als dass der ohnehin schon aufgeschreckte Gesetzgeber hier entsprechende Vorgaben abfordert.

Wer einen Welpen nur dadurch verloren hat, dass die umlaufende Schutzleiste in der Wurfkiste fehlte, weiß was ich meine. Auf keinen Fall möchte ich aber den Eindruck erwecken, dass es gilt, jeden noch so kümmernden oder verkümmerten Welpen am Leben zu erhalten! Wäre es aber nicht wichtig, erkennen zu lernen, ob ein Welpen überlebensfähig ist oder nicht?

Genauso wichtig wie die Technik der Hundezucht ist das Wissen um die **Genetik**, vor allem über die Populationsgenetik. In keiner dieser Richtungen bezeichne ich mich als Experten. Nicht zuletzt mit Hilfe des bekannten Gefühls „aus dem Bauch heraus“ hat sich für mich folgende Erkenntnis entwickelt: Wir Züchter von Hunden mit festgelegten Leistungs- und/oder Schönheitsstandards betreiben ein verwerfliches, wenn nicht gar lästerliches Tun. Durch die fortschreitende Selektion missachten wir die natürlichen Gesetzmäßigkeiten zur Erhaltung der Erbgesundheit und damit der Überlebensfähigkeit unserer Hundepopulation.

Weltweit wird die Zahl der Erbkrankheiten unserer Hunde auf über 400 geschätzt. Die wenigsten dieser Krankheiten sind dominant im Erbgut verankert. Haben sie dazu noch letalen Charakter, dürfte es sie gar nicht mehr geben. Wir Menschen sind aber in der Lage, eigentlich todgeweihte Tiere so zu behandeln, dass sie nicht nur weiterleben, sondern sich auch noch vererben können.

Der Komplex der Krankheiten, die **rezessiv** im Erbgut verankert sind, ist dem gegenüber riesig. Der Vorteil dieser Verdecktheit ist, dass Krankheiten nur dann auftreten, wenn beide Partner mit entsprechenden Defektgenen belastet sind. Der Nachteil ist aber mindestens so groß wie der Vorteil: Die zeitweilige Verborgenheit der rezessiven Defektgene im Individuum oder in der Population suggeriert dem Menschen über das gesunde Tier, dass „alles in Ordnung“ ist. Und tatsächlich ist auch erst einmal alles in Ordnung. Der intakte dominante Gegenpart sorgt für die Unterdrückung der defekten Wirkungsweise auf diesem Genort.

Ist die Erbkrankheit also rezessiv vorhanden, kann sie erst dann zum Ausbruch kommen, wenn auch der Partner diese kranken Gene beherbergt. Diese Wahrscheinlichkeit der Vererbung ist umso größer, je kleiner eine Population ist (enge Zuchtbasis) und dann riesig, wenn der Partner auch noch zur Verwandtschaft gehört.

Aus der Sicht von Mutter Natur sind die meisten Gebrauchshunderassen winzige Inselformationen, bei denen es über Jahrhunderte nicht zum erforderlichen Austausch der Partner kommen konnte, um das Erbmateriale entsprechend gesund zu halten. Im Gegenteil: Der Mensch hat dieser **genetischen Verarmung** unfassbaren Vorschub geleistet, indem er zusätzlich „eng“ gezüchtet hat, um erwünschte Merkmale zu manifestieren. Fairerweise muss man eingestehen, dass es ohne Inzucht nicht zu einer derartigen Fixierung der von uns geforderten und benötigten Leistungsmerkmale gekommen wäre. Wir haben auf der einen Seite hochspezialisierte, vielläufige Jagdgefährten gewonnen, auf der anderen Seite ihre Erbgesundheit aufs Spiel gesetzt. Das war gestern! Aber wie verhalten wir uns heute, wie morgen?

Spätestens im Nachruf auf einen erfolgreichen Züchter steht in der Vereinszeitung zu lesen:

„...so hat er denn verdienstvoll konsequent in seiner **Mutterlinie** gezüchtet“. Natürlich hat eine solche Einstellung zur Mutterlinie nicht nur etwas mit Nostalgie und Züchterromantik zu tun, sondern zeugt auch von der großen seelischen Verbundenheit der Menschen zu ihren Tieren. Auch können die vielen Mutterlinien in einer Rassegemeinschaft für eine gewisse Breite in der Population sorgen.

Trübt aber der verständliche Hang zur eigenen Mutterlinie nicht oft den Blick eines Züchters? Läuft er dadurch nicht Gefahr, einen Teil seines Urteilsvermögens, das er dringend benötigt, um die Leistungsfähigkeit und vor allem die Gesundheit der Nachkommen objektiv zu bewerten, einzubüßen?

Mutterlinienzucht heißt nichts anderes, als dass man nach seiner - hoffentlich gesunden und leistungsstarken - Hündin eine Tochter zur Weiterzucht verwendet und dieses im Prinzip während eines Züchterdaseins beibehält. Dagegen spricht nichts, solange die Gesundheit und das Leistungsvermögen des Nachwuchses den eigenen Vorstellungen und denen des Zuchtverbandes entsprechen. Dagegen spricht allerdings alles, wenn das nicht der Fall ist.

Katastrophal für die Mutterlinie und für die Population wird es, wenn aus dieser Linie der Deckrüde genommen wird. Wie häufig fällt der Ausspruch: „Da hast Du sogar den **Blutanschluss** zu Deiner Linie!“ Bei eventueller Skepsis kommt dann meist der bereits bekannte Satz dazu: „Das kann man 'mal machen“. Natürlich kann man so etwas einmal machen, aber erst nach einer Überprüfung, wie oft dieses „eine Mal“ in der Linie schon vorher stattgefunden hat.

Was würden wir wohl sagen, wenn ein Mann die Tochter des Bruders seines Vaters heiratet, also seine Cousine, und wir dabei wüssten, dass dieses schon seit Generationen in dieser Familie so üblich ist? Bei der kleinsten Verhaltensstörung und bei der ersten schweren organischen Erkrankung hieße es: „Das war ja nicht anders zu erwarten“!

Und bei den Hunden trauen wir uns zu, alles im Griff zu haben! Die wenigsten Züchter wissen, dass eine Inzucht über Generationen, also mehrmals den Cousin mit der Cousine gepaart, einer Inzestverbindung (Vater mal Tochter, Bruder mal Schwester, Mutter mal Sohn) gleichkommen kann. Die genetische Verarmung ist dramatisch und die Wahrscheinlichkeit über das Aufeinandertreffen der rezessiven Defektgene zu einem Mangel zu kommen, riesengroß. Der **Inzuchtkoeffizient** einer Verbindung gibt Aufschluss darüber, wie eng und damit gefährlich der Verwandtschaftsgrad einer Verbindung ist. Er ist eine rechnerische Größe, die m. E. wesentlich mehr in das Zuchtgeschehen einfließen müsste!

Die Evolution beruht am wenigsten auf **Mutation**. Hingegen hat die **Modifikation** - die fortwährende Anpassung an sich verändernde Umweltbedingungen - die jeweilige Art überleben und sich weiter entwickeln lassen. Die rezessive Wirkungsweise der Gene kann man insofern auch als „Reservehaltung“ ansehen. In der Generationsfolge werden sie immer wieder „aus dem Ärmel“ geholt (Mendel). „Stechen“ sie nicht, verschwinden sie wieder in der Versenkung. Dieses Wechselspiel kann sich beliebig wiederholen, bis vielleicht die rezessive Wirkungsweise mehr gefragt ist und sich gegenüber der dominanten durchsetzt. Je größer eine Population und je umfangreicher ihr Erbbild (**Genpool**), um so besser ist ihre Anpassungsfähigkeit.

Für uns Züchter von Gebrauchshunden heißt das, dass wir unsere kleinen Hundepopulationen zum einen so groß, zum anderen so vielseitig und unterschiedlich wie möglich ausgeprägt erhalten, um damit eine bestmögliche Variabilität, also Anpassungsfähigkeit und auch Gesundheit zu sichern. Haben wir unterschiedliche Hunde in einer Rasse - unterschiedlich in der Größe, in der Farbe, der Kopfform, dem Haarleid und so weiter - haben wir auch unterschiedlich erbgesunde (erbkrankte) Hunde, somit auch immer wieder ganz gesunde Hunde, die wir ja so dringend zum Überleben der jeweiligen Rasse benötigen.

Ist alles gleich - oder ähnlich - wird sich das im Gesundheitsbild widerspiegeln, selten im positiven Sinn. Die Gefahr der Gleichschaltung haben wir also nicht nur im Erscheinungsbild - Aussehen, Leistung - sondern auch im Krankheitsbild.

Indem die Inzucht vermieden wird, kommt es automatisch zu einer Ausdünnung der Erbkrankheiten in einer Population. Das ist also die beste Möglichkeit, Erbkrankheiten zu bekämpfen, wird aber bei der Zucht unserer Jagdhunde m. E. sträflich vernachlässigt. Zur Vermeidung der Inzucht ist darauf zu achten, dass über mehrere Generationen (auf jeden Fall mindestens

bis zur 5. Generation) keine Verwandtschaftsverhältnisse bestehen und somit kein „Ahnenverlust“ auftritt. Damit wird das Gegenteil von Inzucht nämlich **Auszucht** betrieben.

Ein erheblicher weiterer Schritt wäre die **Fremdzucht**, also die Vermischung von einander ähnlichen Rassen, um so zu einer Gesundung des Erbgutes zu kommen. Anschließend Rückkreuzungen sind unumgänglich. Dieses ist ein kompliziertes Verfahren, bei dem es schwierig werden kann, Exterieur, Leistungs- und allgemeinen Standard zu halten. Allerdings: einen Versuch wäre es wert!

Jeder Züchter möchte das Vitalitäts- und Leistungsniveau seines Züglers erhalten und - besser noch - steigern. Dieses kann er, indem er sich nicht in der Verwandtschaft seiner Hunde bedient, sondern Zuchtpartner aus Züglern wählt, die mindestens so gut sind wie die seinen. Wurde in seiner Linie bereits „eng“ gezüchtet - was in der Regel der Fall ist - kann es neben der beschriebenen „Ausdünnung“ von Krankheiten zum bekannten **Heterosiseffekt** kommen, also zu einem „Schub nach vorne“ in Sachen Vitalität und Leistungsvermögen.

Parallel zur Auszucht müssen deutlich - bedrohlich - erkrankte Hunde von der Zucht ausgeschlossen werden. Dieses kann eine weitere wichtige Chance sein gegen Erbdefekte vorzugehen! Nur muss das mit sehr viel Bedacht geschehen, da letztlich mit jedem Tier, das aus der Zucht verschwindet, die effektive Populationsgröße verringert wird. Von Seiten der Zuchtverbände sollte meines Erachtens dringend besser ausgelotet werden, was wirklich „krank“ heißt, und damit zum Zuchtausschluss führen muss. Es sollten Dinge toleriert werden, die eine Population nicht gefährden (P1 Problematik). Ferner bedarf es immer wieder einer Abwägung der Bedrohlichkeiten. Denn was heute vielleicht noch „die Krankheit schlechthin“ ist, kann morgen seine Bedeutung angesichts anderer Probleme verloren haben.

Eine lange Rute kann den Gebrauchshund nicht nur bei seiner Arbeit stören, sie kann ihn leiden lassen, wenn er sie sich immer wieder verletzt. Von D. Fleig in seinem ansonsten hervorragenden Buch „Die Technik der Hundezucht“ in einem leidenschaftlichen Appell gegen das Kupieren der Ruten gefordert: Man solle doch - wenn man es braucht - Hunde mit kürzeren Ruten züchten. Als wenn das so einfach wäre: Wenn wir dann schließlich die „Stummelschwanzigkeit“ in den Anlagen unserer Rasse vertreten hätten, wie hoch wäre der Preis dafür? Es ist eher zu rechtfertigen, mit einem minimalen Eingriff eine praxistaugliche Rute zu schaffen. Wir müssen uns bei der Zuchtauslese auf Dinge konzentrieren, welche die Zuchtbasis erhalten und dafür sorgen, dass die Erbgesundheit gesteigert wird.

Ähnlich gefährlich kann es aber auch sein, gezielt auf eine, oder auch mehrere Krankheiten hin zu selektieren. Die **Hüftgelenksdysplasie** (HD) ist eine schwerwiegende Erbkrankheit. Ich behaupte, wir nehmen sie gerade deswegen so ernst, weil sie sich als einzige Erbkrankheit gut messen, bewerten und vermarkten lässt. Es gibt andere gravierende Erbkrankheiten und auch einige, die dramatischer, aber schlechter oder gar nicht zu erfassen sind. Ich erinnere an die primären und auch sekundären Wehenschwächen.

Indem wir uns auf eine Krankheit stürzen, laufen wir Gefahr, andere zu vernachlässigen. Einem Hund mit mittelgradiger HD kann es bis ins hohe Alter gut gehen, ein Hund mit **Hautproblemen** kann ein Leben lang leiden. Ersterer hat eine Erbkrankheit, die erkannt und erfasst ist, die ihn aber nicht krank macht, richtigerweise aber von der Zucht ausschließt. Der andere Hund ist ebenfalls erkrankt, es wurde aber offiziell nicht be- und vermerkt, es macht ihn wirklich krank und es kommt nur dann zum Zuchtausschluss, wenn der Züchter - und sein Umfeld - die Bedeutung erkennen und verantwortungsvoll handeln.

Dieses ist eine wichtige Kernaussage: Mehr noch als der Zuchtverband festlegen, reglementieren und überwachen kann und muss, ist der Züchter gefragt, eigenverantwortlich zu handeln. Dieses Handeln besteht im Wesentlichen heutzutage aus dem **Abwägen**: Was ist hinnehmbar, was nicht? Wie bei der Technik der Hundezucht bedarf es hier des Wissens und der Erfahrung der Züchter. Der Zuchtverband ist in der Pflicht, entsprechend zu informieren, zu schulen und dann auch abzuverlangen. Da gibt es durchaus Erscheinungsbilder, die einzeln im Rahmen der Zuchtbestimmungen liegen, aber in der Summe ein Züchten nicht zulassen. Andererseits gibt es Schwächen, die man aufgrund großer Stärken tolerieren sollte.

Die Zuchtverbände sollten solche Grenzen stecken, in denen sich ein Züchter frei bewegen kann. Gefährlich ist eine Scheinmoral: Legt der Verband fest, dass die Grenze eines x-beliebi-

gen Faktors 50 ist, darf der Züchter, der mit 49 züchtet, deshalb nicht geächtet werden.

Die Zahl der zuchtausschließenden Faktoren muss minimiert werden, um dem Züchter in seinem Ermessensspielraum mehr Möglichkeiten zu geben. Schwächen in einer Linie - die Gesundheit oder Leistung betreffend - kann häufig der Züchter nur allein erkennen und damit wirkungsvoll „dagegen züchten“. Die Bereitschaft, Träger vermutlich kritischer Erbsubstanz freiwillig - eigenverantwortlich - aus der Zucht zu nehmen, wächst nicht, wenn der Zuchtverband in anderen Bereichen kleinliche Vorgaben macht.

**Ein Fallbeispiel:** Züchter X hat eine hochvitale, wesensfeste und im praktischen Jagdbetrieb sehr leistungsstarke Hündin, der es nach drei Zuchtprüfungen letztlich immer noch an einer halben Zuchtnote fehlt. Der zweiten Hündin fehlt der P1, gleich Zuchtausschluss, eine dritte hat leichte HD, mit der man züchten dürfte, wäre da nicht die gewisse Doppelmoral!

Die vierte Hündin nun ist leistungsstark und offensichtlich kerngesund. Alles atmet auf und der Kreis der Welpeninteressenten wächst. Nach der ersten Hitze stellen sich Hautprobleme ein, die zwar gut therapierbar sind, aber immer wieder auftauchen, also chronisch werden und eine erhebliche erbliche Belastung vermuten lassen. Ob Züchter X wohl mit dieser Hündin züchten wird?

An so einem Beispiel - zugegeben, es ist extrem - lässt sich gut das Dilemma aufzeigen, indem wir uns befinden! Wäre bei den Hündinnen eins bis drei der satzungsmäßige und moralische Rahmen etwas weiter gefasst, hätte der Züchter vermutlich mit besserem - gesunderem - „Material“ gezüchtet als bei der vierten Hündin mit augenscheinlich schlechterem.

Gegenüber den Hunderassen, die schwerpunktmäßig auf „Schönheit“ gezüchtet werden, zeichnen sich unsere Jagdgebrauchshunderassen dadurch aus, dass sie sich - wie zum Beispiel die Schlittenhunde - **im praktischen Betrieb**, teilweise mit körperlichen Hochleistungen, bewähren müssen. Das bedeutet Selektion der Fitness durch die abverlangte Leistung, mit dem Ergebnis, dass unsere Jagdhunde in Sachen Gesundheit wesentlich besser dastehen, als andere Hunderassen.

Mut kann auch Dummheit sein! Dieses sagt sich mancher Züchter und entzieht, nicht mutig (oder nicht dumm), seine Zuchthündin dem praktischen Jagdbetrieb. Damit ist ein solcher Hund vielen Risiken nicht ausgesetzt. Meiner Ansicht nach gehört jeder noch so hochkapitale Zuchthund in den rauen Jagdbetrieb. Nur über die langen Jahre praktischen Einsatzes bei der Stöberjagd, der Wasserarbeit oder im Naturbau ist der Beweis zu erbringen, dass der Hund genetisch - organisch - so ausgestattet ist, dass er diesen Hochleistungen gerecht werden kann. Erst diese Hunde werden zum Aushängeschild des Züchters. Solcher Mut und solche Risikobereitschaft sind am besten damit zu belohnen, dass Welpeninteressenten sich verstärkt nach diesen Kriterien für einen Zwinger entscheiden.

Jede Paarung von Zuchthunden - selbst wenn es sich um einen Wiederholungswurf handelt - ist ein Experiment. Die erfolgsorientierte **Auswertung** dieser Experimente gelingt nur dem, der langfristig - also professionell - besser noch mit mehreren Hündinnen gleichzeitig züchtet. Nur so kann die Fähigkeit zum Vergleich der eigenen „Produkte“ erworben werden, also mit Züchterblick, dem vielzitierten „Händchen“ für die Zucht. Man sollte nicht gleich von „Massenzucht“ reden, wenn Züchter durch mehrere Würfe pro Jahr zu eigenen, tatsächlichen, Größe kommen wollen.

Nicht weniger wichtig sind die vielen „kleinen“ Züchter innerhalb eines Zuchtverbandes! Sie sind nicht nur das Salz sondern die „Plocken“ in der Suppe, sorgen doch erst sie für die erforderliche **Breite in der Zuchtbasis**. Doch sie benötigen die besondere Obhut und das Augenmerk des Verbandes sowie den Schulterschluss mit den „Großen“: Man ist aufeinander angewiesen!

Zusammenfassend bleibt die eingangs gestellte Frage nur zu bejahen. Ich möchte nochmals zusammengefasst die möglichen Wege aufzeigen:

1. **Schulung und Fortbildung** der Jagdgebrauchshundezüchter in der Technik der Hundezucht.
2. Strikte Abkehr von der Inzucht; Betreibung von **Auszucht** zum Wohle der Erbgesund-

heit unserer Hunde.

3. Verbandsgelenkte, wissenschaftlich begleitete **Fremdzucht** - also Einkreuzung anderer Rassen mit (hoffentlich) gesunderem Erbgut - , anschließende kontrollierte Rückkreuzung.
4. Laufende Überprüfung und ggf. Korrektur der **Rahmenbedingungen** für die Zucht von Jagdgebrauchshunden.
5. Forderung und Förderung von individuellem Verantwortungsgefühl von Züchtern innerhalb ihres **Ermessensspielraums** durch besseren Informationsfluss und ständige Fortbildung; Diskussion und Definition des Ermessensspielraums.
6. Förderung der **Variabilität** in unseren Hunderassen durch mehr Akzeptanz und Toleranz; Jagdhunde sollten auch einmal „anders aussehen“ dürfen.
7. Herausstellen der **Bedeutung des praktischen Jagdbetriebes** mit seinen hohen Leistungsanforderungen für die Zuchtauslese und damit für die Gesundheit unserer Hunde. Ein im Verband gezüchteter Jagdhund gehört grundsätzlich nur in die Hände von Jägern!
8. Beachtung, Berücksichtigung und Unterstützung der **Wissenschaft**.